

Peru: Ätzendes Gold

VON WOLFGANG KUNATH (CAJAMARCA)

Hier oben, wo der graue Wolkenhimmel dicht über den grünen, vor Nässe quietschenden Bergwiesen der peruanischen Anden hängt, ist der Feind ganz nah. Man kann ihn in der Ferne hören: Von den breiten Bergrücken, deren Rundungen in hellbraune, rötliche und ockerfarbene Terrassen verwandelt wurden, dringt undeutlicher Maschinenlärm. Man sieht winzige Bagger schaufeln und Mini-Lastwagen fahren, Rauchfähnchen steigen auf, kleine Baracken und dünne Antennen stehen in dieser ocker-rötlich-braunen, umgegrabenen Landschaft hier oben in 4000 Metern Höhe: Ein winziger Teil von Yanacocha, der größten und profitabelsten Goldmine Südamerikas.

50 verendete Kühe und Schafe pro Jahr - stimmt das denn wirklich? Rund tausend Tiere hätten sie hier oben in dieser Gemeinde, die an das Gelände der Mine grenzt, "davon leben wir", sagt Nerio Yopla Carrasco und zeigt auf die beiden silbrigen Milchkannen am Straßenrand. Ist erwiesen, dass die Mine schuld ist? "Naja", sagt er, "ich wüsste nicht, warum die Tiere sonst sterben sollten. Die normalen Krankheiten haben wir doch im Griff". Auch Miguel García Hernández schimpft: Dass er heutzutage von den Einkünften aus der Milch 15 Prozent für Tiermedizin ausgeben muss. Dass manchen Kühen die Zähne, manchen Schafen die Haare ausfallen. Dass Forellen und Frösche praktisch verschwunden sind. Dass die Mine lächerliche Preise für sein Land geboten hat. Dass die Behörden immer für und nie gegen die Mine sind. Und dass die Ausländer "uns Peruaner nach und nach fertig machen", weshalb er ja den Nationalisten Ollanta Humala wähle...

Don Miguel hat sich etwas in Rage geredet, und als wollte sie ihm die dadurch geschwundene Glaubwürdigkeit zurückgeben, tritt zögernd seine Frau hinzu, die die Kühe gemolken hat. Sie zeigt wortlos den Plastikeimer vor: Die Milch sieht aus, als wäre sie zusammen mit einem Pfund Erdbeeren durch den Mixer getrieben worden - rosa! Miguel schweigt, und die Frau sagt leise: "Wenn sie mal so eine Milch geben, sterben sie". Yanacocha ist eine hochmoderne Mine, die erst 1994 zu produzieren begann und heute rund die Hälfte der peruanischen Goldförderung bestreitet. Zusammen mit einem einheimischen Partner und der Weltbank-Tochter IFC hat die US-amerikanische Newmont Mining Corporation 2,5 Milliarden Dollar in die zweitgrößte Goldmine der Welt gesteckt. In den nordperuanischen Anden um Cajamarca wurde nie viel Gold gefördert - es gab zu wenig. Aber neue Techniken machen heutzutage die Ausbeute rentabel, wenn der Goldgehalt nur 0,9 Gramm pro Tonne Gestein beträgt - und in Yanacocha schwankt er um ein Gramm. Für die Vierteltonne Gold am Tag muss die Firma riesige Mengen an Gestein täglich brechen, zerkleinern und dann mit Zyanid-Lauge versetzen, die das Gold freisetzt. Zyanide, und das macht die Sache ungemütlich, sind die Salze der Blausäure.

Der Vorwurf, die Mine verseuche das Wasser, ist immer wieder aufgetaucht, und die Mine hat wenig unternommen, um ihn auszuräumen. Ende August drohte Newmont, die Mine zu schließen, nachdem die Zufahrtsstraßen tagelang von aufgebrachten Anrainern blockiert wurden, die dem Unternehmen erneut vorwarfen, die Wasserläufe zu schädigen - vorläufiger Endpunkt eines Konfliktes, bei dem vier Wochen zuvor während schweren Auseinandersetzungen zwischen Polizei und Demonstranten ein Mensch ums Leben kam. Mitte vergangener Woche dann zeichnete sich endlich eine Einigung ab, nachdem sich die Mine, Vertreter der örtlichen Bevölkerung und der Regierung darauf verständigten, die Zugangswege freizugeben, die Arbeit wieder aufzunehmen und weiterzuverhandeln.

"Unter moralischen Aspekten ist Goldförderung Sünde", sagt Pater Marco Arana, der in Cajamarca, 20 Kilometer entfernt und 1300 Meter tiefer, den Yanacocha-Kritikern sein Gemeindehaus geöffnet hat und der als deren Sprecher zur Zielscheibe maßloser Attacken der peruanischen Rechts-Presse geworden ist. Denn nur zwölf Prozent der Welt-Goldförderung wird in der Medizin oder Technik verwendet. Aus dem riesigen Rest macht man Schmuckstücke, Münzen oder Goldbarren, die in Banktresoren herumliegen - "und dafür", sagt Pater Marco, "nehmen wir diese ökologischen Schäden und die sozialen Verwerfungen in Kauf!"

Die Kritik zielt nicht nur auf die Blausäure-Salze, die, wie Newmont freilich beteuert, in geschlossenen Kreisläufen eingesetzt wird, sondern auch auf die Eingriffe in den Wasserhaushalt. Yanacocha versetzt buchstäblich Berge, und dabei verschwinden Seen, Bäche, Flusszuläufe. Der Pater klagt, dass das Unternehmen kaum Informationen herausgibt über Wassermenge und -qualität - alles wichtige Daten für eine Stadt von 130 000 Einwohnern, deren Umland von der Viehwirtschaft lebt.

Schon vor der Eskalation Ende August wurde der Wunsch abgelehnt, die Mine zu besichtigen, und um mit einem deutschen Journalisten überhaupt sprechen zu dürfen, musste der Yanacocha-Pressechef erst eine Genehmigung der Zentrale in den USA einholen. Die wurde nach ein paar Tagen zwar erteilt, aber selbst einfache Fragen konnte der Mann nicht beantworten. Zwar versicherte er, dass ständig Luft-, Wasser- und Bodenprüfungen vorgenommen würden. Aber eine Statistik über die verendeten Tiere, für die Yanacocha Entschädigungen gezahlt hat, gebe es nicht.

Die Behörden sind entweder überfordert, unterfinanziert oder beides, wenn sie Bergbau-Vorhaben auf Kollateralschäden überprüfen sollen. Im Bergbau-Ministerium in Lima gibt es gerade mal vier Fachleute, die für die Umweltgutachten von so riesigen Projekten wie Yanacocha zuständig sind, klagt die Anwältin Ana Leyva, die für ein Netzwerk von Bergbau-Kritikern arbeitet.

Der staatliche Veterinärdienst hat nicht einmal untersucht, ob in der Nähe der Mine das Vieh häufiger stirbt als weiter weg. So eine Studie wäre zu teuer, sagt die Direktorin Alicia Villar. Woran die Tiere sterben? An normalen Krankheiten, antwortet sie bestimmt. Aber bisher wurden nur "zwei oder drei Kadaver" genau untersucht, weil die Laborkosten so hoch sind. "Hier legt sich niemand mit der Mine an", sagt der Biologe Nilton Deza von der Uni Cajamarca, "wenn die vom Veterinärdienst eine kritische Analyse veröffentlichen würden, wären sie sofort ihren Job los".

Der Bergbau boomt, die Armut wächst

Der Bergbau ist in den letzten Jahren kräftig gewachsen; aus ihm stammen 54 Prozent der Exporterlöse. Aber viele Peruaner sehen darin nur die Modernisierung der Jahrhunderte langen Ausplünderung ihrer Landes. Tatsächlich bietet Peru so freundliche Investitionsbedingungen wie kaum ein anderes Land auf der Welt. 181 Millionen Dollar hat Yanacocha 2004 an Steuern gezahlt - nicht gerade berauschend für 90 Tonnen Gold. 2300 Festangestellte hatte Yanacocha 2004, und dreimal so viel waren indirekt beschäftigt. Auch Pater Marco sieht, dass die Mine Wachstum erzeugt - "die Frage ist bloß, wer etwas davon hat". Von 1994 bis 2002 sei den UN zufolge die Unterernährung bei Kindern in der Region noch gestiegen, und Cajamarca sei immer noch das zweitärmste unter den 24 peruanischen Departements. "Wo Minen sind, gibt es Armut", sagt der Bergbau-Experte Juan Aste, "und dass eine Mine die Armut verringert hätte, dafür gibt es in Peru kein Beispiel".

Der Schweizer Jonas Lambrigger untersucht gerade, wie es all denen ergangen ist, die der Mine ihr Land verkauft haben. "Am Anfang sind sie einfach übers Ohr gehauen worden, da haben sie umgerechnet 40 Euro für den Hektar bekommen", sagt Lambrigger, "man hat ihnen gedroht, sie würden einfach enteignet". Auch wenn die Preise heute besser seien - der Umzug in die Stadt bedeute für viele eine dramatische Verschlechterung. Aber heutzutage kann die Mine nicht mehr so schalten und walten wie früher.

Der Versuch, einen Berg oberhalb von Cajamarca auszubeuten, der von der Landbevölkerung als heilig angesehen wird, während die Städter vor allem um die Wasserversorgung fürchteten, scheiterte 2004 am Widerstand der Bevölkerung. Yanacocha musste damals nachgeben. Das Problem ist nur: Der Berg ist zweieinhalb Milliarden Dollar wert. Und auf die Frage, ob die Firma endgültig auf ihre Pläne verzichtet habe, sagt der Sprecher: "Wer kann schon in die Zukunft schauen!"